

Verlag Bibliothek der Provinz

Johano Strasser

RADKA

Roman

Johano Strasser
RADKA
Roman

herausgegeben von Richard Pils
ISBN 978-3-99126-257-2
© Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Amedeo Modigliani »Zigeunerfrau mit Kind«

Alfred

Heute Nacht habe ich von Radka geträumt. Sie saß in einem Sessel mit dem Rücken zu mir, vor ihr auf einem niedrigen Tisch flimmerte der Fernsehapparat, eine Unterhaltungssendung oder eine Talkshow, ich erinnere mich nicht. Ich rief: Radka!, immer wieder rief ich: Radka! Radka!, aber sie hörte mich nicht, wahrscheinlich, weil der Fernseher so laut war. Oder sie war in ihrem Sessel eingeschlafen. Möglich auch, dass es gar nicht Radka war, denn als sie sich schließlich umwandte, da hatte sie kein Gesicht, nur ein Stück von ihrem Hals, das aus dem Morgenmantel herausragte, war zu sehen und das strähnige graue Haar, aber wo das Gesicht hätte sein müssen, da war ein Loch, durch das ich in den Sommerhimmel blickte, in einen blauen Sommerhimmel mit bauschigen weißen Wolken ...

An den Sommerhimmel erinnere ich mich noch genau, obwohl das alles schon eine halbe Ewigkeit her ist. Er war voller Wind und Lerchengezwitscher, und die Wolken trieben so majestätisch darin wie traumbeladene Segelschiffe. Einen solchen Himmel gibt es nirgends sonst als in diesem flachen grünen Land zwischen den großen Flüssen. Es war ein Himmel aus Licht und Wind, so groß und so voller Licht, dass ich geblendet war und die Täuschung nicht bemerkte, mit der er mir weismachen wollte, dass es auch für mich ein Leben gäbe da draußen.

Ganz deutlich steht mir alles vor Augen, der Himmel, die Wolken, die windschiefen Birken zu beiden Seiten

der Straße, die Wäsche an der Leine, der schwarze Hund ... Jakob hatte tags zuvor ein Wiesel mit einem Holz-scheit totgeschlagen und es zur Abschreckung mit weit gespreizten Vorderpfoten am Drahtgitter des Hühnerauslaufs aufgehängt. Aber als er an diesem Morgen kurz vor sechs die Tür zum Hühnerstall aufmachte, da kam ihm eine Wolke aus weißen Federn entgegen und auf dem Boden lagen acht Leghornhennen in ihrem Blut. Möglich, dass sie deshalb besonders laut schrien in den ersten beiden Wagen, die dem Hochzeitszug voranfuhr. Wie Möwen im Sturm kreischten sie, um die bösen Geister zu verjagen. Aber genützt hat es nichts.

Fünzig Jahre sind eine lange Zeit. Wenn man jung ist, hat man die Nase im Wind und glaubt, wo man hingehet, da sei das Leben. Aber dann gehst du und gehst, und auf einmal merkst du, dass du die ganze Zeit im Kreis gegangen bist. Du siehst alles wieder vor dir, die Wege und Plätze, von denen du aufgebrochen bist, dieselben Personen, dieselben Dinge, im milden, täuschenden Licht des Anfangs siehst du sie vor dir, vollkommen klar, vollkommen unschuldig, und du fragst dich, ob du sie überhaupt verlassen hast oder welchen Unterschied es gemacht hätte, wenn du gar nicht erst versucht hättest, ihnen zu entkommen ...

Es war ein Tag wie viele in meiner Kindheit, voller Wind und voller geflüsterter Versprechen, die niemals eingehalten wurden. Die Nachricht von Jakobs Unglück war noch am frühen Morgen bis zum Thie gedrungen, lange bevor der Hochzeitszug sich in Bewegung setzte. Aber dort hatte man keine Zeit, sich mit den Vorzeichen zu befassen. Es waren Vorbereitungen zu treffen, die Braut musste angekleidet, die Schärpe, die der Bräutigam quer über Schulter und Brust tragen würde, musste

gestärkt und gebügelt, die Blumenmädchen mussten mit Kränzen und Körben ausgestattet werden. Und als es endlich losging, die lange Reihe der Kutschen sich Richtung Kirche in Bewegung setzte, da musste noch einmal angehalten werden. Weil der Bräutigam die Ringe vergessen hatte, hieß es später. Aber in Wirklichkeit war der Grund ein anderer. Der Schleier der Braut war in die Speichen der Kutsche geraten und wäre um ein Haar in Stücke zerrissen worden.

Ein Anfang so voller Hoffnung und doch schon verdorben wie die meisten Anfänge. Hanna kommt in die Küche gestürmt, ganz außer Atem, mit vor Aufregung roten Backen. Sie hat es selbst gesehen, sagt sie: Beim Einsteigen in die Kutsche hat sich der Schleier der Braut in den Speichen verfangen und wäre um ein Haar in Stücke gerissen worden. Ich sehe meine Mutter, wie sie, eine Hand auf den Mund presst und ein erschrockenes Gesicht macht. Nur die alte Marga kichert in sich hinein: Wenn sonst bei der Braut man alles intakt ist.

Was soll das heißen, fragt meine Mutter.

Und Marga mit einem Seitenblick auf mich: Da fragst du am besten den Weißenfeld, wie das gemeint ist.

Die versunkene Welt meiner Kindheit. Nichts ist von ihr geblieben, nur das Unglück hat sich fortgepflanzt, das an diesem Tag begann. Ich höre, wie Hanna ein kleines Lachen ausstößt, das wie ein Schluckauf klingt, und sehe, dass Mutter tatsächlich ein bisschen rot wird.

So 'n Quatsch!, sagt sie. Sie hat jetzt keine Zeit für solches Gerede, weil das Hochzeitsessen vorbereitet werden muss: Schweinebraten mit Rotkohl und Salzkartoffeln, davor Eierstichsuppe und danach Kompott aus eingemachten Birnen. Für achtzig Personen.

Die Leute reden viel, wenn der Tag lang ist, sagt sie.

Später gibt meine Mutter mir ein Stück vom Schweinebraten zwischen zwei Scheiben Brot, und als Radka kommt, schleiche ich mich nach oben, ziehe meine neuen Schuhe an und wir gehen ins Moor, weil wir beide bei der Hochzeitsfeier nichts zu suchen haben ...

Neuschnee in den Alpen, mitten im Sommer. Die Nachricht habe ich heute Morgen im Radio gehört. Sie werden schon wissen, was sie tun. Ich glaube nicht an Zufälle. Der Zufall ist eine faule Ausrede für Leute, die nicht den Mut und die Ausdauer haben, den Dingen auf den Grund zu gehen. Dieses Zimmer, in dem ich sitze und von dem aus ich, wenn ich wollte, auf die verlassene Dorfstraße sehen könnte, ist aus der Welt herausgeschnitten. Die schweren Gardinen habe ich zugezogen, durch den Spalt in der Mitte ragt ein Sonnenbalken ins Zimmer hinein, darin tanzen kleine Staubteilchen. Man kann sich ins Getriebe begeben oder in seinen Träumen leben. In beiden Fällen bleibt am Ende nicht viel. Es fügt sich nicht. Es fügt sich nicht, weil immer etwas anders kommt, als man denkt, weil im Aufbruch schon das Verderben steckt, weil das Leben auch noch unsere Träume vergiftet. All die vielversprechenden Anfänge, die nirgendwohin führen, lose Enden, die im Wind flattern wie die Bänder am Hut des Hochzeitbidders.

Gleich nach dem Aufwachen heute Morgen habe ich ihren Namen in großen Buchstaben auf ein Blatt Papier geschrieben: RADKA. Ich habe mir nichts dabei gedacht, meine Hand mit dem Kugelschreiber malte die Buchstaben ganz von allein. Aber dann auf einmal, ich weiß nicht, warum, überkam mich eine seltsame Panik. Ich zerriss das Papier in hundert kleine Fetzen und warf sie in den Papierkorb. Es ist das erste Mal seit

langer Zeit, dass ich von Radka geträumt habe, wenn es überhaupt Radka war, die da im Sessel vor dem Fernseher saß. Später habe ich dann die Papierfetzen wieder aus dem Papierkorb geklaubt und lange versucht ihren Namen zusammenzusetzen. Es gelang mir nicht.

Radka war mein Schutzengel. Sie passte auf mich auf, wenn meine Mutter im Gasthof zu tun hatte, machte mit mir Schulaufgaben und verteidigte mich, wenn größere Jungen mich hänselten oder wenn sie mich verprügeln wollten. Als sie fortging, für immer fortging, hat sie mir ab und zu eine Postkarte geschrieben. Die Postkarten habe ich alle noch. Die bunten Briefmarken, die Poststempel mit den fremden Städtenamen: Wien, Antwerpen, Paris, London, Belgrad, Rom, Sao Paulo, Montevideo, Havanna, Stockholm, San Francisco, Miami ... Ich habe die Postkarten aufbewahrt, dreiundvierzig Stück, nach den Daten der Poststempel geordnet, in einem Kästchen aus lackiertem Holz, das mir Jakob zum zehnten Geburtstag geschenkt hat: die erste vom 16.4.1972, die letzte vom 24.12.1986.

Danach habe ich nichts mehr von ihr gehört. Nur einmal noch, Ende der neunziger Jahre, als sie mit ihrer Truppe in Hamburg in einem Varieté auftrat, da war ein Bild von ihr in der Zeitung. Ich habe sie gleich erkannt, mitten unter all den Tänzerinnen, die auf der Bühne aufgereiht standen, in einem bis auf den Boden reichenden Kleid. Den Zeitungsausschnitt habe ich in dem schwarz lackierten Holzkästchen aufbewahrt zusammen mit den Postkarten. Ihr letztes Lebenszeichen. Und dann vor einigen Tagen dieser Brief: *Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass Frau Radka Helmiger-Jiménez, vermutlich schon im April oder Mai dieses Jahres, verstorben ist.* Man habe die Tote erst vor weni-

gen Tagen in ihrer Wohnung entdeckt, stand da. Das genaue Sterbedatum könne leider nicht mehr ermittelt werden. Aber in dem Testament der Toten sei ich als einer der Begünstigten genannt. Details würden mir zu einem späteren Zeitpunkt mitgeteilt, wenn geklärt sei, ob es noch weitere Angehörige gebe, die als Pflichterben in Frage kämen. *Hochachtungsvoll Hubert L. Dancker, Rechtsanwalt und Notar.*

Manchmal denke ich, sie war der Vogel, den ich ausschickte, damit er mir von der Welt da draußen berichte. Aber in Wirklichkeit ist sie natürlich ganz von allein gegangen, sie hätte sich von niemand schicken lassen, auch von mir nicht. Sie ist gegangen, weil sie die Enge nicht mehr ertragen hatte, die Enge, den Schmutz und den Hass. Sie ist gegangen, ich bin geblieben. Ich sitze in meinem Zimmer und horche auf den Wind, auf die spärlichen Geräusche der Straße, auf die Stimmen, die fremden und die mir vertrauten. Morgens um halb neun verlasse ich meinen Horchposten, um ins Gemeindebüro zu gehen. Abends kurz nach fünf komme ich zurück, gehe kurz zum Bäcker oder in den Supermarkt, den es hier seit einigen Jahren gibt, an der Stelle, wo früher die Kolonialwarenhandlung der Familie Tewes war. Wenn ich durchs Dorf humpele, sehe ich, wie sie die Köpfe nach mir umdrehen oder heimlich, hinter der Gardine versteckt, mir nachschauen. Sie wissen, was ich weiß und dass ich nichts vergessen habe.

Manchmal, selten genug, gehe ich nach unten in die Wirtschaft, um mir einen Krug Bier zu holen. Sobald ich den großen dunklen Schankraum betrete, erstirbt am Stammtisch das Gespräch und sie schielen aus den Augenwinkeln zu mir herüber, wie ich zur Theke hinübergehe und den Krug darauf abstelle. Und wenn ich

mich dann umdrehe und stumm in die Runde blicke, schlagen sie die Augen nieder und kneifen die Lippen zusammen. Mit geneigten Köpfen sitzen sie da, als erwarteten sie geprügelt zu werden. Erst wenn ich die Tür hinter mir geschlossen habe und die Treppe zu meiner Wohnung hinaufsteige, werden sie am Stammtisch wieder lebendig.

Ich habe nichts vergessen. Ich nicht. Ob die anderen sich noch erinnern, weiß ich nicht. Manchmal nachts, wenn ich im Bett liege und nicht schlafen kann, höre ich Stimmen, Doktor Zelebat zum Beispiel oder Werner Behnke, der früher hier Polizist war und sich kürzlich wegen eines Rückenleidens vorzeitig in den Ruhestand hat versetzen lassen, oder Christine, die Tochter des Großbauern Hastedt, die den jungen Schnackenberg heiratete, ohne zu ahnen, worauf sie sich da einließ, oder obwohl sie es ahnte, aber nicht den Mut hatte, sich den Plänen ihres Vaters zu widersetzen. Ich höre ihre Stimmen, in meinen Tag- und Nachträumen erzählen sie von den Dingen, über die sie in Wirklichkeit niemals sprechen würden, vor allem nicht mit mir. Auch ich rede über diese Dinge nicht. Mit wem sollte ich auch darüber reden? Wer will heute noch mit diesen alten Geschichten behelligt werden? Auch ich hatte sie ja schon fast vergessen, aber dann kam dieser Brief und alles war auf einmal wieder da, als wäre es erst gestern geschehen.

Vermutlich schon im Mai dieses Jahres ... Ich habe in der Mittagspause von meinem Amtszimmer aus die Telefonnummer angerufen, die im Briefkopf angegeben war. Eine junge Frauenstimme meldete sich. Ich ließ mich mit Herrn Notar Dancker verbinden. Der Hausmeister habe sie gefunden, sagte er. Sie habe in einem Sessel vor dem laufenden Fernseher gesessen. Ihr Körper

sei schon weitgehend verwest gewesen. Und dann fragte er noch, in welchem Verhältnis ich zu der Verstorbenen gestanden hätte.

Sie war eine Freundin meiner Mutter und meine Beschützerin, antworte ich. Und der Notar sagte: Beschützerin, ich verstehe ..., obwohl er wahrscheinlich gar nichts verstand.

Sobald die Polizei die Sachen freigibt, werden Sie von uns hören, Herr Deinert.

Ich erinnere mich noch an alles, an den Wind, an die Wolken, an das Geräusch, das die Haferrispen machen, wenn eine Bö ins Kornfeld fährt. Ich kann es noch immer hören, wie ein Flüstern ist es, ein Flüstern aus tausend Mündern. Es war der Tag, an dem der junge Schnackenberg die um ein, zwei Jahre ältere Christine Hastedt heiratete. Ein Festtag für das ganze Dorf. Nur Radka und ich gingen ins Moor. Wir gingen die Frankenbosteler Straße entlang, am Hof von Hermann Cordes vorbei, wo unter Apfelbäumen die Wäsche im Wind flatterte und der große schwarze Hund knurrend beobachtete, wie wir näherkamen. Radka neben mir barfuß, ich mit den neuen Schuhen, die ich eigentlich nur sonntags anziehen durfte. Aber meine Mutter hatte in der Gastwirtschaft zu tun, wo um die Mittagszeit die Hochzeitsgesellschaft erwartet wurde, und würde gar nicht merken, dass ich sie getragen hatte.

Als wir am Hof von Hermann Cordes vorbeikamen, sprang der schwarze Hund auf und zerrte wütend an seiner Kette. Ich sah die gelben Reißzähne, sah, wie ihm der Speichel von den Lefzen tropfte. Ich presste Radkas Hand, aber die lachte nur. Radka hatte keine Angst, sie brauchte das Tier nur anzuschauen mit ihren braunen *Zigeuneraugen*, schon zog es den Schwanz ein, ging ein

paar Schritte rückwärts und legte sich, leise winselnd, den Kopf an den Boden gepresst, in den Sand vor der Hundehütte.

Radka kann damals nicht älter als vierzehn oder fünfzehn gewesen sein, jeden Morgen fuhr sie mit dem Zug nach Düsternrade, wo sie die Handelsschule besuchte, und kam um die Mittagszeit zurück. Ich war gerade neun geworden, jedenfalls muss ich die erste Kommunion schon hinter mir gehabt haben, denn die braunen Halbschuhe, die ich trug, hatte ich von Herrn Gedlich zur Kommunion bekommen. Normalerweise wäre ich wie alle Kinder im Dorf barfuß gelaufen, aber die neuen Schuhe hatten Sohlen aus Speckgummi, die bei jedem Schritt federten und auf den großen glatten Kopfsteinen der Dorfstraße quietschten. Niemand von den anderen Kindern im Dorf, niemand, den ich kannte, hatte solche Schuhe, außer Herrn Gedlich vielleicht, aber der war aus Hamburg, und für den galten andere Maßstäbe.

Wir gingen an der großen Eiche vorbei, wo der Frankenbosteler Weg ohne jeden ersichtlichen Grund eine scharfe Linkskurve macht, und dann noch einige hundert Meter weiter bis zu der Stelle, wo der Knüppeldamm abgeht und nach rechts direkt ins Moor hinabführt. Wir ließen uns Zeit. Wir sahen einen Reiher am Himmel kreisen, eine Blindschleiche huschte über den Weg, irgendwo vor uns flog knatternd ein Rebhuhnpärrchen auf. Dann wieder Stille. Kein Wind regte sich hier unten im Moor, kein Vogel war zu hören, nur die Libellen standen schwirrend über den Wasserlachen.

Als ich müde wurde, setzten wir uns auf ein Graspolster unter eine verkrüppelte Föhre, und nach einer Weile legte ich meinen Kopf in Radkas Schoß. Sie nahm ihn in beide Hände und drückte ihn an ihren Bauch, und

als eine große weiße Wolke durch das Blau über uns schwamm und die Stille kaum mehr auszuhalten war, fing sie an zu singen, ein sanftes, klagendes Lied, dessen Töne sich im schwarzen Wasser des Tümpels vor uns spiegelten. Vielleicht hätten wir die Zeit anhalten sollen, einfach nur so dasitzen, lauschen, auf nichts warten, weil alles schon da ist, immer schon da ist. Aber was wir in unserer Arglosigkeit für eine Ewigkeit hielten, war nur eine Frist. Die Zeit lief ab. Ich merkte es nicht, wollte es vielleicht auch gar nicht bemerken. Aber Radka spürte es. Plötzlich hörte sie auf zu singen, ich spürte, wie ihr Körper sich straffte. Sie schien auf etwas zu lauschen, etwas Beunruhigendes, Bedrohliches.

Gehen wir, sagte sie.

Als wir weitergingen, spürte ich zum ersten Mal die merkwürdige Schläffheit in meinem linken Bein. Ich dachte, mir sei beim Sitzen das Bein eingeschlafen. Ich schüttelte es, trat ein paar Mal kräftig auf. Als Radka merkte, dass ich neben ihr humpelte, fragte sie: Was gehst du denn so komisch?

Mir ist das Bein eingeschlafen, sagte ich.

Beine dürfen nicht einschlafen, sagte sie. Beine müssen immer wach sein, damit man wegrennen kann, wenn sie einen packen wollen.

Ein, zwei, drei, vier Eckstein, alles muss versteckt sein. Sobald der, der mit Suchen dran war, mit dem Gesicht zur Wand zu zählen anfang, musste man rennen, um sich zu verstecken, um mucksmäuschenstill auf einem Baum, hinter einem Busch oder in einem Schuppen zu hocken, wenn er sich umdrehte. Oder Fasseloh, ein Fangspiel, bei dem man, wenn der Fänger einen berührte, solange an der Stelle mit seitlich ausgestreckten Armen stehen bleiben musste, bis ein anderer einen abklatschte, oder

Schlagball, Völkerball, Dachball. Immer musste man rennen, damit sie einen nicht packten oder abwarfen und man dann verloren hatte. Aber als ich nach Hause kam, war die Taubheit in meinem Bein immer noch da, und am nächsten Morgen, als ich aufwachte, konnte ich nicht aufstehen, weil das linke Bein nachgab, sobald ich mich darauf stützen wollte.

Ein Tag wie geschaffen, um im Gras zu liegen oder im Heidekraut und in den Himmel zu schauen. Wir waren im Moor gewesen, Radka und ich, und auf dem Rückweg mussten wir langsam gehen, weil mir das linke Bein eingeschlafen war und ich mich nur humpelnd fortbewegen konnte. Wir hatten gerade das Birkenwäldchen durchquert, von wo es nicht mehr weit bis zur Frankenbosteler Straße ist, da standen sie plötzlich vor uns, drei große Jungen aus dem Dorf mit Stöcken in den Händen. Sie feixten, als sie uns sahen, und dann raschelte es hinter uns, und als ich mich umdrehte, sah ich den sechzehnjährigen Sohn des Dachdeckers Reinke mit einem langen Stachelstock in der Hand. Mich beachteten sie gar nicht, sie hatten es auf Radka abgesehen. Keine Ahnung, was sie von ihr wollten. Irgendetwas musste sie wütend gemacht haben, denn sie kamen drohend näher, Triumph und Rachlust in den Gesichtern, und der junge Reinke sagte: Na, du Hexe! Jetzt kriegst du dein Fett!

Radka sagte nichts. Die Augen zu Schlitzen zusammengekniffen, stand sie da und beobachtete, wie die Burschen sich Schritt für Schritt näherten, bis sie nur noch wenige Meter entfernt waren. Plötzlich ließ sie meine Hand los, stürzte sich auf einen der Jungen, hieb dem Überraschten in vollem Lauf ihre kleine Faust ins Gesicht, dass er hintenüber fiel, sprang über den

Graben und lief geradewegs ins Moor. Von Graspolster zu Graspolster springend überwand sie den Morast, und dann stand sie in sicherer Entfernung auf einem heidebewachsenen Sandrücken, wo die Torfstecher vor einigen Tagen den Torf zum Trocknen in kleinen Pyramiden aufgeringt hatten. Stumm stand sie da, den Mund zusammengekniffen, mit trotzigem, fast hochmütigem Blick ihre Verfolger musternd, die verdutzt zu ihr hinüberglotzten.

Sie hatten geglaubt, sie könnten es ihr zeigen, ihren Übermut oder was es war, an ihr auslassen. Ich hatte keine Ahnung, was sie so in Rage gebracht hatte, möglich, dass sie es selber nicht so genau wussten. Wie Kälber, die sich verlaufen hatten, standen sie da und glotzten mit offenen Mündern zu dem Sandrücken hinüber, wo Radka hoch aufgerichtet und unerreichbar stand und sie mit stummer Verachtung betrachtete.

Sie wussten, dass sie sie jetzt nicht mehr erwischen konnten, selbst wenn sie es versuchen würden. Wahrscheinlich hatten sie Angst, im Moor zu versinken, wenn sie den Versuch machen würden, zu ihr hinüber zu gelangen, obwohl sie das niemals zugeben würden. Und da die Beute, auf die sie es abgesehen hatten, ihnen durch die Lappen gegangen war, wandten sie sich auf einmal mir zu. Als Ersatz gewissermaßen, weil sie sonst nicht gewusst hätten, wohin mit ihrer Wut.

Guck ma, was der für schöne Schuhe anhat!

Hat dir deine Mama gekauft, wa?

Zeich ma! Zeich ma!

Noch heute spüre ich den Schrecken, der mich durchfuhr, als sie sich auf einmal alle zu mir umdrehten, dieses Gefühl der Ohnmacht, des Ausgeliefertseins, das mir die Brust einschnürte und mir den Atem nahm. Ehe

sie etwas sagten, wusste ich, was sie machen würden. Sie packten mich, zogen mir die Schuhe aus, und warfen sie sich im Kreis herum zu. Bis sie wieder bei dem jungen Reincke gelandet waren.

Willst sie haben, fragte er grinsend.

Und als ich auf dem Boden sitzend die Hand ausstreckte, warf er die Schuhe im hohen Bogen in den moorigen Tümpel. Ich sehe sie vor mir, sehe, wie sie eine Zeitlang mit den Spitzen nach oben an der Oberfläche treiben, dann theatralisch langsam im dunklen Wasser versinken, sehe, wie zwei Ringe sich über den dunkel glänzenden Spiegel des Wassers ausbreiten, wie ein paar Blasen aufsteigen und zerplatzen. Dann Stille, vollkommene Stille.

Woher hätte ich wissen sollen, dass das Unrecht die Ordnung der Dinge nicht berührt? Ich glaubte, dass die Welt auseinanderbrechen, dem Tag keine Nacht und der Nacht kein neuer Tag folgen werde. Ich glaubte, dass das Leben erst weitergehen könnte, wenn das Unrecht gutgemacht, auf irgendeine Weise aus der Welt geschafft worden wäre, es sich womöglich als Irrtum herausstellte. Für einen Augenblick bildete ich mir tatsächlich ein, der junge Reinke werde gleich die Schuhe hinter seinem Rücken hervorzaubern, sie mir hinwerfen und sagen: Dachtest du tatsächlich, ich schmeiß deine Schuhe ins Wasser?

Aber dann waren alle weg, auch Radka war nicht mehr zu sehen, und ich saß immer noch ohne Schuhe auf dem Boden. Ich versuchte aufzustehen. Aber mein linkes Bein war taub, absolut gefühllos. Ich ergriff einen der Stöcke, die die Jungen weggeworfen hatten. Mich darauf abstützend, gelang es mir, aufzustehen, und ich schleppte mich den ganzen, langen Weg ins Dorf zu-

rück. Vor der Gastwirtschaft standen mehrere Autos, und aus dem Innern drang Musik und Stimmengewirr. Ich ging um das Haus herum und über den Hof. In der dämmerigen Scheune setzte ich mich auf den rostigen Heuwender, der dort schon seit Jahren ungenutzt stand. Ich versuchte zu begreifen, was mir passiert war. Ich verstand es nicht, habe es bis heute nicht richtig verstanden, vielleicht, weil es überhaupt nicht zu verstehen ist.

Aber Radka war ihnen entwischt. Die kannst du dreimal totschiessen, und die lebt immer noch, sagten die Leute im Dorf. *Die ist im Feuer geboren*. Was sie damit meinten, habe ich erst Jahre später erfahren, als meine Mutter Herrn Gedlich, der manchmal überraschend auftauchte, dann meist über Nacht blieb und am nächsten Morgen nach dem Frühstück wieder in seinem Opel-Olympia davonfuhr, erzählte, was mit Radkas Mutter geschehen war, damals im Krieg, als die alliierten Bombenflugzeuge manchmal, vom Einsatz über Hamburg, Hannover oder Salzgitter zurückkehrend, in unserer Gegend ihre überzähligen Bomben abwarfen, weil sie sonst womöglich den Rückflug auf die britische Insel nicht mehr geschafft hätten. Natürlich stimmte es nicht, dass Radka im Feuer geboren war. Als man sie aus dem Feuer zog, war sie schon fast zwei Monate alt. *Feuertaufer* wäre vielleicht das treffendere Wort gewesen. Aber das war schon für die Kriegshelden reserviert.

2.

Doktor Zelebat

Draußen liegt die Sonne wie Honig auf dem Grün. Nichts regt sich, ein Geruch von Fäulnis breitet sich über das Land. Gewöhnlich mache ich um diese Zeit meinen Kurzschlaf von einer halben Stunde, aber heute hält mich etwas wach, eine innere Unruhe, eine gespannte Spannung. Als gäbe es für einen alten Sack wie mich noch etwas, worauf es sich zu warten lohnte. Ich sitze in meinem Sessel, den Rücken gestrafft, fast schmerzhaft aufrecht, die Augen und Ohren weit geöffnet. Ich starre durch das offene Fenster auf das Gebüsch am unteren Ende des Gartens, das ich meinen Mangrovenschlingel nenne, eine Wand aus ineinander verhakten Ästen und Schlingpflanzen. Das stille Wüten des Organischen. Mich würde es nicht wundern, wenn jetzt der Klagegeigen einer Panflöte ertönte und große schwarze Vögel tot vom Himmel fielen. Ein Zeichen, natürlich, wir können ja gar nicht anders als alles, was geschieht und was nicht geschieht, als Zeichen aufzufassen. Aber wofür? Ich spüre den Sog, ich spüre, wie ich allmählich hineinwache in die Dinge und mehr und mehr die Kraft verliere, die man braucht, um sie sich vom Leib zu halten. Angeblich bringt das Alter so etwas wie Weisheit mit sich, Weisheit und Gelassenheit. Aber ich merke nichts davon. Je älter ich werde, umso unbegreiflicher wird mir alles, die Welt, die Menschen, mein eigenes Leben ...

Sic transit ... und setzt sich doch immer weiter fort, vom Organischen zum Mineralischen und wieder zurück. Ein einziger großer Kreislauf, Werden und Vergehen.

Johano Strasser

geb. 1939 in Leeuwarden (Niederlande), verheiratet, drei Kinder, lebt in Berg am Starnberger See. Promotion in Philosophie 1967, Habilitation in Politikwissenschaft 1977. Von 1971 bis 1975 Stellvertretender Bundesvorsitzender der Jungsozialisten (Jusos), ab 1973 Mitglied in der Grundwerte-Kommission beim Parteivorstand der SPD. Von 1980 bis 1988 Redakteur und Mitherausgeber der politisch-literarischen Zeitschrift „L80“. Seit 1983 freier Schriftsteller, von 2002 bis 2013 Präsident des P.E.N.-Zentrums Deutschland.

Preise: Preis des politischen Buches 1983 zusammen mit Klaus Traube für das Buch *Die Zukunft des Fortschritts*; Gerty-Spies-Literaturpreis des Landes Rheinland-Pfalz 2002.

Veröffentlichungen: zahlreiche Sachbücher, Romane, Hörspiele, Theaterstücke, Gedichtbände.

Im *Verlag* Bibliothek der Provinz bereits erschienen:
Arbeit, Essay, ISBN: 978-3-85252-127-5
Der Wind, Ein Gedicht, ISBN: 978-3-99028-555-8
Die Erstbesteigung des Mount Chutney, 16 subversive Geschichten, ISBN: 978-3-99126-022-6

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien